

Literarisierungen

Natalie Binczek

Die Universität ist nicht nur in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen – etwa als Bildungseinrichtung und Sozialraum, als Disziplinierungsanstalt und Experimentierfeld, als Institution und Diskurspraxis – Thema und Motiv zahlreicher literarischer Texte, die Beziehung zwischen ihnen ist grundlegender. So bescheinigt Derrida der Universität, »zutiefst dem verbunden [zu sein], was man die Literatur nennt« (Derrida 2001: 15). Wenn die Literatur Szenarien universitären Lebens aufnimmt und entwirft, wenn sie die Universität zum Referenzpunkt ihrer erzählerischen Reflexion werden lässt, dann bringt sie nicht nur literarische Formen der Universität hervor, sondern hebt auch hervor, in welchem Maße sie selbst von der Universität geprägt ist.

1. »Karl-Otto-Apel-Seminar«

Auf der Rückseite des Umschlags von Andreas Maiers 2018 erschienenem Roman *Die Universität* dient ein dem Text entnommenes Zitat als Teaser, Einstieg und eine Art Zusammenfassung:

»Platon konnte ich nur auf deutsch lesen und verstand eigentlich gar nichts. Dafür war ich abgemagert und trank jetzt schon mittags regelmäßig Bier, wenn ich in die Mensa ging. Und ich brauchte Geld« (Majer 2018: Rückumschlag).

Das Zitat lässt mit dem Verweis auf »Platon« das Höhlengleichnis anklingen. Adressiert wird hier der Topos der Unwissenheit, allerdings ohne Perspektive auf einen Ausgang. Stattdessen deutet der Ich-Erzähler an, dass er »abgemagert« sei, zu viel Alkohol trinke und Geldsorgen habe. Er ist Student der Philosophie an der Goethe-Universität in Frankfurt, dem Zentrum der Kritischen Theorie, und Protagonist eines Antibildungsromans. Auf nur knapp 145 Seiten wird seine Geschichte erzählt, die von einer insgesamt schwierigen Beziehung zur Universität zeugt. Vom Rand und aus einer stets aufs Neue auszu-tarierenden Distanz ihr gegenüber organisiert der Ich-Erzähler sein studentisches Leben. Dabei wird er in seinem Studentenjob als Altenpfleger ausgerechnet bei der völlig dementen Gretel Adorno eingesetzt. Auch darin manifestiert sich die narrativ erzeug-

te Verschiebung vom Zentrum der mit dem Namen Adorno auf das Engste verknüpften Universität zu einem Rand hin, wo dieser Name eine andere Bedeutung bekommt. Mit Gebrechlichkeit und Hilflosigkeit wird er hier konnotiert und die Universität auf ihre lebensweltliche Rückseite hin geöffnet.

Es ist diese eigentümliche Randposition, die den Ich-Erzähler immer wieder sich selbst gegenüber, vor allem aber auch der Universität als Institution und Praxisraum einer spezifischen »Geistesarbeit« (vgl. Martus/Spoerhase 2022) gegenüber beobachtend Distanz einnehmen lässt:

»Übungsraum 4, Dantestraße, Karl-Otto-Apel-Seminar, Freitag, 16.15 Uhr. Sommer. Alle Tische sind zu einem großen Rechteck zusammengeraumt. Dort sitzen Studenten, Assistenten (Männer wie Frauen) und der Professor. Mehr als die Hälfte steht oder sitzt allerdings auch an den Wänden, es sind sechzig oder siebzig Personen anwesend« (Maier 2018: 38).

Das Szenario einer Massenuniversität: Hier findet ein Seminar am Freitagnachmittag statt. Die Randzeit signalisiert Exklusivität für besonders anspruchsvolle und belastbare Teilnehmer*innen. Mit »sechzig oder siebzig Personen« ist die Veranstaltung gleichwohl sehr gut besucht. Dass hier nicht nur Studierende, sondern auch »Assistenten« anwesend sind, zeigt gut eingebürgerte universitäre Abhängigkeiten an. So werden »Assistenten« nicht als selbständige Forschende und Lehrende in frühen Karrierephasen betrachtet, sondern gehören aus der Perspektive des professoralen Machtzentrums und der hierarchischen Spitze prinzipiell der Gruppe der Zuhörenden, dem Auditorium an (vgl. Löwisch 1968). Nur graduell sind sie von den Studierenden unterschieden. Erst 2005 wurde die Bezeichnung »wissenschaftlicher Assistent« abgeschafft und damit auch die den Lehrstühlen zugeordnete Funktion der Mitarbeit umgedeutet.¹ – Die Sitzordnung des beschriebenen Seminars besteht aus »zu einem großen Rechteck zusammengeraumt[en]« Tischen, die jedoch nicht für alle Teilnehmenden ausreichen, weshalb »mehr als die Hälfte« sich daneben platzieren muss. Anzunehmen ist, dass in der Unterteilung zwischen denjenigen, die einen Sitzplatz am Tisch haben, und denjenigen, die stehen oder »an den Wänden« sitzen müssen, auch eine Randordnung der professoralen Zugewandtheit und Nähe zum Ausdruck kommt.

1 Schon 1968 hält Manfred Löwisch fest: »Zur Tätigkeit des Ass., gehört seiner Berufsbezeichnung nach die Assistenz, d.h. die Unterstützung eines Hochschullehrers in dessen Forschung. [...] Bei aller ›Team-Arbeit‹ benötigt ein Forscher gerade in der heute so weitgehend spezialisierten Wissenschaft nach seinen Weisungen tätige Mitarbeiter. Aus ihrem Kreis können die Ass. nicht ausgenommen sein. Die Ausbildung zu qualifizierter wissenschaftlicher Arbeit muß wie jede Ausbildung in engem Kontakt von Lehrendem und Lernendem erfolgen, so daß gerade die Ass. enge Mitarbeiter des Hochschullehrers sein müssen, der sie in ihrer Ausbildung zu betreuen hat. [...] Auf der anderen Seite ist bekannt, daß die damit notwendige sachliche Unterordnung des Ass. in der Vergangenheit in vielen Fällen zu einem nicht gerechtfertigten persönlichen Abhängigkeitsverhältnis geführt hat, dessen unerfreuliche Begleiterscheinung nicht nur das vielzitierte, leicht gekrümmte Rückgrat des Ass., sondern auch erhebliche zeitliche Verzögerung der Habilitation sein kann. Hier ein ausgewogenes Verhältnis herzustellen, ist wesentliche Aufgabe der Reform« (Löwisch 1968: 212f.).

»Apel spricht über Wahrheitstheorie, die Raumlufte ist schlecht, alle scheinen hochkonzentriert, wenn auch ein wenig ermattet, und mir fällt plötzlich eine Szene ins Auge. Sieben, acht Meter entfernt, dem Raumende zu, sitzt ein Mann am Tisch, der mir vorher nicht aufgefallen war. Der Mann sieht unscheinbar aus, unauffällig gekleidet, unterscheidet sich aber von allen anderen, weil er – ohne daß es jemand außer mir zu merken scheint – den ganzen Saal durchmustert« (Maier 2018: 42f.).

Das Seminar, »Ort dialogischen Forschens und Arbeitens« (Breuer/Emrich 2013: 378) und Gegenmodell zur Vorlesung, wandelt sich in der zitierten Passage in sein Gegenteil. Nur im Modus der Virtualität findet es hier statt, tatsächlich aber setzt es Strukturen einer Vorlesung um. Was ein paar Seiten zuvor als »Übungsraum« bezeichnet wurde, wird in der Beobachtung des Ich-Erzählers, der seinerseits einen Mitstudenten beobachtet, zu einem »Saal«. Die Anordnung der Tische »zu einem großen Rechteck« bewahrt den Raum nicht davor, zum Hörsaal umgenutzt zu werden. Im Auditorium lassen sich diejenigen, die konzentriert zuhören, von denjenigen, die abgelenkt sind, weil sie das Setting beobachten, unterscheiden. Als Raum der »Versammlung« (Barthes 2006: 363), in dem die den Hörsaal bestimmende autoritative Beziehung zum »Lehrenden« durch die »der Lernenden untereinander« (ebd.: 364) ersetzt werden soll, tritt das »Karl-Otto-Apel-Seminar« im Text nicht auf. Aufgrund des kommunikativen Regimes, das hier den einen Sprecher den zahlreichen Zuhörer*innen gegenüberstellt, wird der Seminarraum vom Philosophieprofessor gleichsam missbraucht: »Apel spricht«, während ihm »alle [...] hochkonzentriert« zu folgen »scheinen«. Auch ohne Katheder kann er, zumal unter Berufung auf die »Wahrheitstheorie«, eine Vorlesung im »Übungsraum« halten. Damit unterwandert er jedoch – durchaus in Allianz mit den »ein wenig ermattet«, dennoch auf ihn fixierten Studierenden und »Assistenten« – das Lehrformat Seminar.

Wenn der Ich-Erzähler aus dieser Aufmerksamkeitsordnung ausschert, um stattdessen die Lehrveranstaltung als eine spezifische soziale Situation in den Blick zu nehmen, dann folgt er einem soziologischen Interesse. Er beobachtet, indem er einen Rahmenwechsel vollzieht, wie der »Übungsraum« von Strukturen überschrieben wird, die den klassischen Hörsaal prägen. Der Reflexion der philosophischen Wahrheitstheorie stellt er somit die Soziologie der universitären Lebenswelt entgegen. Am »Karl-Otto-Apel-Seminar« veranschaulicht er einerseits, wie sich traditionelle Machtstrukturen noch in Formate hineinschreiben, die ihnen entgegenwirken sollen, und wie andererseits auch hier durch dezentrale Aufmerksamkeitsdynamiken nicht nur neue Wissensräume – die soziale Situiertheit der Philosophie – entstehen, sondern auch literarische Narration ermöglichen. Im »als ob« der Fiktion des Romans erscheint die Universität als ein Ort, an dem autoritative Machtdynamiken dominieren, die die Idee der »unbedingten Universität« als gefährdet erscheinen lassen.

2. »als ob«

Thomas Meineckes Romane lassen sich als Universitätsromane lesen, insofern sie akademische Milieus skizzieren, vor allem aber, weil sie akademische Diskurse reproduzieren und literarisch umbauen. In *Tomboy* werden zentrale Erzählstränge topographisch mit

bestimmten Universitäten verknüpft: Heidelberg, Frankfurt a.M. oder Berkeley. Dabei narrativiert der Text kultur- und genderwissenschaftliche Positionen und führt sie als ein textuelles Gefüge unterschiedlicher Provenienzen vor, das allerdings nur selten in Seminarräumen diskutiert oder in Hörsälen referiert wird. Als »Ort« erscheint die Universität hier »selbst virtuell« und »der Modalität eines »als ob« unterworfen« (Derrida 2001: 31). Überdies diffundiert sie die traditionelle Geschlechterordnung und mit ihr die männliche Dominanz der Macht. Institutionell will die im Roman entworfene Universität nicht verstanden werden. Vielmehr operiert sie als Text, indem sie akademisches Wissen paraphrasiert und zitiert, das in Privaträumen, per Telefon, in Cafés oder auf der Straße situiert wird. Die Universität, die Meinecke somit entwirft, ist virtuell. Sie operiert außerhalb der universitären Raumstrukturen und vollzieht sich literarisch. Er lässt eine Form der Universität aufscheinen, die nicht als Bildungseinrichtung, nicht im Hörsaal oder Seminarraum statthat, sondern sich als Erzählung im »als ob-Modus« vollzieht.

»Inwiefern waren die Naturwissenschaften eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln?« (Meinecke 1998: 57). Eine Antwort wird der*dem Protagonistin*en Vivian auf diese wie auf viele andere Fragen seines »wissenschaftlichen Fragenkatalog[s]« (ebd.: 9) nicht gegeben. Stattdessen werden sie mit Thesen und Gegenthesen – »[u]nd was würde Barbara Duden, feministische Antipodin der Postmoderne, dazu sagen?« (ebd.: 58) – konfrontiert oder von empirischen Beobachtungen flankiert: Wenn Haraway behauptet, dass »die Naturwissenschaften [...] eine spezifische Form des gesellschaftlichen Erzählens darstellen, wovon kündigte dann Angelas imposanter Schwanz?« (ebd.: 57). So wird der Fragemodus fortgesetzt und mit ihm die Perspektive auf die Genderkonstruktion, die die naturwissenschaftlichen Erzählungen hervorbringen, gelenkt. Der Reflexion des Verhältnisses von Naturwissenschaft und Erzählung liegt zugleich auch ein Bezug auf Gender-Politisches im Sinne eines *doing gender* zugrunde.

»Was genau ist eigentlich, fragte Vivian Korinna, ein Cul de Paris?« (ebd.: 227). Es fehlen Anführungszeichen, die die direkte Rede der Figuren kennzeichnen und von der sie umgebenden Erzählung abgrenzen würden, so dass die dialogischen Passagen in einen die Personenrede und andere eingefügte Zitate übergreifenden Text integriert werden. Die zur Diskussion stehende Frage referiert auf kulturhistorische Technologien der Genderkonstruktion, die er mit der »aus der Zeitung gefallene[n] Werbebeilage« (ebd.) montiert: »Ein Blickfang für Ihre Beine« (ebd.). Vestimentäre Instrumente der *gender performativity* werden hier zu einer Erzählung angeordnet, die kulturhistorisch beginnt und mit aktueller Produktwerbung verknüpft wird. Universität ist Teil einer mediatisierten Lebenswelt. Der Text leitet über zum aus dem Französischen in die deutsche Sprache übertragenen und 1747 anonym veröffentlichten Kompendium *Leibdiener der Schönheit; Oder neuentdeckte Geheimnisse Von der Schönheit der Frauenzimmer*, womit in zweifacher Weise an den Anfang der zitierten Passage angeschlossen wird. Zum einen liefert der Verweis eine historische Kontextualisierung des »Cul de Paris«. »Ein perfect schön Weibes=Bild muß haben ein Engelländisch Gesicht, einen Deutschen Leib, und einen podex aus Paris, hatte der Leibdiener der Schönheit [...] eingefordert« (ebd.). Zum zweiten werden damit die kulturhistorische Reflexion und mit ihr der akademische Bezug wieder aufgenommen.

Kurz vor dem Schluss, der szenisch gebaut ist, fügt der Roman eine kurze Onamistik im Stil eines Handbucheintrags, der auch als eine Art Miniatur-Vorlesung gelesen werden kann, ein: »Vivian, auch Vivien: Englische Form des weiblichen Vornamens Viviane. Bekannte Namensträgerin: Vivien Leigh, englische Filmschauspielerin, zwanzigstes Jahrhundert« (ebd.: 251). Er erzählt, woher Vivian, der Vorname der Hauptfigur, kommt, indem er einige seiner sprachkulturellen Intertexte skizziert: »Die Fee Viviane hält den Zauberer Merlin gefangen. Sie ist die Erzieherin des jungen Ritters Lancelot« (ebd.). So wird die Romanfigur mit anderen fiktiven und nicht-fiktiven Figuren in einen Zusammenhang eingebunden, zugleich aber auch selbst als Effekt einer spezifischen Benennung, einer Namens Erzählung, sichtbar gemacht. »Vivian: Englischer männlicher Vorname, der dem französischen männlichen Vornamen Vivien entspricht« (ebd.). In gewisser Weise zeigt der Text auf, kurz bevor er endet, aus welchen Bestandteilen er gebaut ist: Aus einer Figur, deren Name nicht nur unterschiedliche Intertexte mobilisiert, sondern auch unterschiedliche Genderzuschreibungen ermöglicht. Er zeigt auf, wie minimale Verschiebungen eine männliche in eine weibliche Markierung und vice versa konvertieren lassen können: In der Reihe Viviane, Vivien, Vivian vollzieht die*der Protagonist* in eine Transformation, die akademisches Wissen mit literarischen Verfahren verknüpft.

Meineckes Texte zeigen die Nähe der Literatur zur Universität auf, womit sie nicht nur die Funktionsweise einer literarischen Erzählung auf die Universität hin erweitern, die virtuell ist, weil sie jenseits ihrer institutionellen Infrastrukturen und Rahmenbedingungen funktioniert, sondern auch den Rahmen der universitären Kommunikation in den Modus des »als ob« (ebd.: 26ff.) überträgt.

Literatur

- Barthes, Roland (2006): »An das Seminar«, in: Ders., *Das Rauschen der Sprache*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 363–373.
- Breuer, Ulrich/Emrich, Matthias (2013): »Seminar«, in: Ute Frietsch/Jörg Rogge (Hg.), *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*, Bielefeld: transcript, S. 376–381.
- Derrida, Jacques (2001): *Die unbedingte Universität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löwisch, Manfred (1968): »Der wissenschaftliche Assistent in der Neuordnung der Universität. Eine Stellungnahme zu der Empfehlung der WIRK vom 21.2.1968«, in: *Wissenschaftsrecht, Wissenschaftsverwaltung, Wissenschaftsförderung* 1 (1968), S. 209–226.
- Maier, Andreas (2018): *Die Universität*, Berlin: Suhrkamp.
- Martus, Steffen/Spoerhase, Carlos (2022): *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*, Berlin: Suhrkamp.
- Meinecke, Thomas (1998): *Tomboy*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

